

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 10 (1934-1935)  
**Heft:** 10

**Artikel:** Der Webstuhl  
**Autor:** Meyer, Traugott  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1066131>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

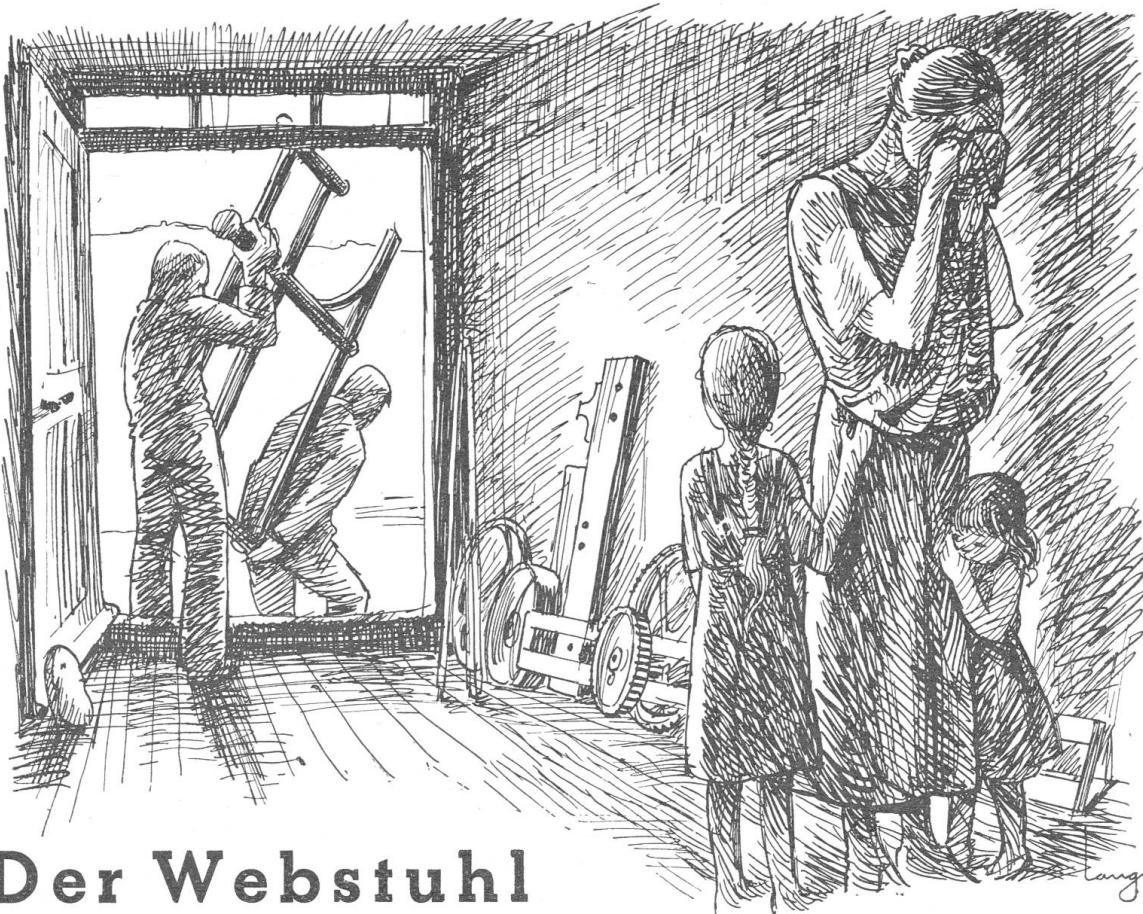
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Der Webstuhl

Novelle von Traugott Meyer

Illustration von Hans Lang

Wir lebten nicht anders als schlecht und recht, jeder nach seiner Art und jeder für sein Teil. Man hatte seine zwei oder drei Kühe im Stall, hatte das allernötigste Land dazu und trug jeden Morgen und jeden Abend die Milch ins Milchhäuschen unten im «Winkel»: in der gewichtigen Brente ein paar, im bescheidenen Kessel die meisten. Jeder machte das so, wie es ihm möglich war. Wer noch ein Schärlein Kinder um sich hatte, war zufrieden, wenn er wenigstens mit dem Kessel in der Hand gehen konnte. Wer aber das alles schon hinter sich wusste und also so gut wie über den Berg war, der durfte wohl ohne langes Besinnen die Brente an den Rücken hängen, denn in seinem Stalle mahlte unterdessen vielleicht auch die vierte Kuh, und auf dem Küchentisch stand bereits neben der grossen, bauchigen

Kaffeekanne der kleine, fast zierliche Milchtopf. Der ungefuge Milchhafen, der sich sonst immer breit gemacht hatte, war wie von selbst auf die Seite gestellt worden, man brauchte ihn nicht mehr ausser an zwei, drei Sonntagen im Jahr, wenn die Verwandten aus der Umgebung auf Besuch kamen und man für Basen und Jungvolk Gugelhopf, Schenkeli oder sonst ein heimisches Gebäck auftischte, einen guten Kaffee machte und dabei mit der Milch nicht sparen wollte, wie es sich ja gehört.

Wir lebten, wie man leben kann, wenn alles seinen Weg geht. Nichts blieb stecken. Man kam vorwärts, langsam freilich, so Schritt für Schritt, auch beschwerlich, solang die Kinder noch klein waren, oder wenn der Heuet schlecht, das Obst missraten war und ein Unheil den Stall oder die Familie wie Blitz und

Hagelschlag getroffen hatte. Aber es ging. Denn da war doch immer noch der Webstuhl. Und der lief! Selten setzte er aus. Und wenn ihm ein ungerades Mal der Atem ausging, achtete man es nicht gross. Man sagte: «Ein wenig ausruhen kann ihm und uns nicht schaden, und schliesslich sind diese drei, vier Tage bald wieder eingeholt.» Selbst wenn der Stillstand eine ganze Woche dauerte, kam es noch nicht so weit, dass einen die ungewohnte Stille in der Stube gedrückt hätte. Denn man wusste doch, die grosse Welt ringsum braucht immer Seidenbänder, braucht unzählige Kisten Seidenbänder. Das Weibervolk in den Städten will sich vornehm geben, wie man sagt, muss neue Röcke haben, neue Blusen, neue Hüte. Und die neuen Röcke, Blusen, Hüte müssen mit Bändern geschmückt sein. Also!

So hatten wir jahraus, jahrein alle Hände voll zu tun; der Webstuhl klappte wie nur einer den lieblangen Tag, und die Schifflein flitzten durch die Seidenfäden rischrasch hin und her, hin und her, und die Wochen gingen, und unser Leben ging im gleichen Takte so aus und ein mit dem Webstuhl, immerzu, immerzu. Nicht lang, musste unser Dörfchen zwei Botenwagen haben. Die fuhren, jeder einmal in der Woche und mit Bandkisten vollgestopft bis unter das gewölbte Dach, durch die Nacht hinab ins Tal und weiter, in die Stadt hinein. Andern Tags brachten sie dann neue Ware zurück. Und wer da herauf kam, zu welcher Zeit es auch sein mochte, er hörte das einzigartige Klappern, das aus allen Fenstern auf die Strasse und vom «Schochen» in die vordere und in die hintere Gasse drang. Er hörte, wie es da männlich rüstig, sogar hart klang, dort etwas weicher, lieblicher, fraulicher, wie heimeliges Geplapper, weil in einer Stube drei und mehr Stühle miteinander liefen, in einer andern bloss ein Stuhl stand. Aber klappern hörte er überall, vorn wie hinten im Dorf, auf dem «Schochen» oben und im «Winkel» unten. Das ganze Gemeinwesen war

förmlich eingesponnen vom Webstuhlgeklapper. Ja, wie ein dichtes Gewebe hing es von Haus zu Haus, in den Baumgärten, über Gemüsebeete und nahe Kartoffeläcker hinweg. Selbst die zwei Gebäude, die gar keinen Webstuhl hatten, also das Schulhaus und das Spritzenhäuschen, waren umgarnt von diesem Gewebe. Und wenn wir eine Kirche hätten, ich wette, sie wäre von ihm nicht weniger umwickelt worden, und zwar bis zum Turmhahn hinauf. Einfach, wo jemand kam oder ging, überall hörte er das eigenartige, einzige Klappern, den Pulsschlag unseres Dörfchens. Und er musste sich unwillkürlich sagen: Das ist alles an einem Stück, ist ein Ganzes. Ein Haus gleicht ja dem andern wie sich Geschwister gleichen. Eine Frau ist wie die andere, weil sie alle den nämlichen Haushalt machen, in den grossen Werken dem Mann aushelfen und sonst den ganzen Tag am Stuhl stehen und weben, weben. Und ist denn nicht auch jeder Mann wie sein Nachbar: Kleinbauer und Posamentier in einem? Er schafft dasselbe, hat dieselben Sorgen, dieselben Freuden, und das alles macht ihn gleich wie den andern, macht ihn so gleich, dass selbst die Unterschiede, die doch überall da sind, wo Leben aufkommt, gar unscheinbar klein werden, gleichsam verschwinden.

Ich gebe zwar zu: Auch hier oben hatte schon damals der eine etwas mehr Glück, wie man sagt, der andere mehr Unglück. Dem einen wollte das Leben besser als dem andern, das ist nicht wegzuleugnen. Oder musste denn der da eine einzige Kuh vorzeitig abtun? Kammen nicht seine Kinder ohne Ausnahme heil davon? Und blieb nicht die Frau auch als Grossmutter noch rüstig und schafferig? Und sein Nachbar, he? Verlor ein Rind, hatte mit den Schweinen Pech, die Kirschbäume gaben nur spärlich ab, ein Hagel schlug sein Korn zu nichts, und daheim war bald das, bald jenes krank. Er wollte natürlich sein «Unglück» vergessen, ging oft und lang ins «Rössli», in den «Ochsen», fing

richtig an zu schöppeln und stach nach und nach von den übrigen Gemeindegliedern sichtlich ab. Er war wie ein Band auf dem Webstuhl, an dem man sogar ohne Lupe manchen Knoten, manchen Knüppel, sogar Fadennester erblickt. Aber man wusste ja von Kind auf, dass eben Seide und Seide zweierlei ist. Tagtäglich lehrte einen der Webstuhl diese letzte Wahrheit: Manche Ware lässt sich leicht weben, andere zeigt sich widerspenstig. Die ist stark, jene schwach und reisst gern. Die wird ein glattes, glänzendes Band, jene borstet, macht Knüppel und hürstet Nest an Nest. Und diese Wahrheit gilt auch bei den Menschen, wie man erfahren konnte, ja sie gilt überall, wo Leben ist. Also! Man lernte früh verstehen und gewöhnte sich daran. Und es ging! Ging im gleichen Takte mit dem Webstuhl, man lebte schlecht und recht, kam vorwärts, Schritt für Schritt, und war zufrieden.

Da aber kam der böse Tag... und die Dorfkrankheit war da. Im schmalen Häuschen neben dem Schwibbogen schlief sie sich ein und sass fest. Woher sie gekommen, weiß niemand. Aber sie war da, wie angeflogen. Man kannte sie nicht. Auch die Gescheitesten erkannten sie bloss als irgendeine geheime Krankheit. Und weil dem so war, achtete man sie nicht gross, tat sein Tagewerk und vergaß sie... wie die Grippe seinerzeit.

Wie war es doch damals? Die Soldaten kamen aus dem Tessinerdienst heim. Eine halbe Woche später legte es da und dort einen ins Bett. Bald war in jedem Haus ein Kranker. Der Arzt kam nicht mehr nach, denn alle Dörfer weit herum wurden heimgesucht von dieser neuen, unbekannten Krankheit. Man tuschelte, zuckte die Achseln und ging an die Arbeit. Mehr konnte man ja nicht tun.

Dann aber starb das Vreni im ersten Hause, wenn man vom Tal her kommt. Es war ein gesundes, fröhliches Geschöpf, das es sich leisten konnte, auch im härtesten Winter immer ein Fensterflügelchen offen zu lassen. Und es sang zum Weben, unser Vreni, sang den lieb-



Albert Häubi

Waldeingang, Federzeichnung

langen Tag, dass es wie das Zwitschern der Vögel aus dem gleichmässigen Klapfern herauspurzelte. Nun, als man kein Zwitschern mehr hörte und der Webstuhl stillstand, fühlte man erst recht, dass was fehlt und nicht mehr recht ist. Man trug dann das Vreni auf den Gottesacker... und kaum war das Grab zu, musste der Totengräber daneben schon ein neues ausheben: für den Wirssohn im «Ochsen». Auch er war sonst ein kerngesunder Feger gewesen, ein Dragger, der ausser der Rotsucht noch nie etwas gehabt hatte, nicht einmal einen Schnupfen. Und nicht genug! Vom

« Schochen », aus dem « Winkel » wurden sie hinausgetragen, Burschen und Mädchen, Familienväter und Mütter, elf an der Zahl. Und man dokterte doch, was man nur doktern konnte! Aber alle Mittel halfen nichts, der Arzt konnte nichis, keiner wusste, mit wem er es zu tun hatte. Die unheimliche Krankheit schlich einfach ins Dorf, schlich von Haus zu Haus, liess den und jenen unberührt, legte die und jene nieder... die meisten erholten sich nach und nach, elf aber standen nicht mehr auf. Und genau so ging es mit dieser neuen Dorfkrankheit.

Man holte also eines Tages im schmalen Häuschen beim Schwibbogen den Posamentstuhl. Er gehörte seit vielen, vielen Jahren dem Bäbeli, einer alten Jungfer. Man sagte sich dabei: « Es liegt nicht viel daran. Das Bäbeli wird halt das Geklapper nicht mehr haben wollen. Auch sieht es nicht mehr scharf, trotz seiner Brille nicht! Und zudem, es hat ja sein Scherlein im Schärmen! » Kurz, man machte kein grosses Geschwätz daran. Der Bote wollte aber wissen, dass in andern Dörfern so was auch vorkommt, dass man da und dort schon mehr als einen Webstuhl weggenommen hat. Und in der Zeitung las man etwa Sachen, die dem Boten recht gaben. Aber man kehrte sich trotzdem nicht gross danach. « Bäbeli kann ohne Stuhl leben », sagte man und war fertig damit.

Dann kam der zweite Stuhl aus dem Dorf. Im ersten Hause, wenn man über das « Egg » herkommt, wurde es plötzlich still. Das war nun allerdings ein Schlag, der härter traf, an dem das Dorf Anteil nahm, von dem man auf dem Felde, daheim, im Milchhäuschen etwa reden hörte. Denn im ersten Hause lebte eine Familie mit einem halben Dutzend unerzogener Kinder. Und sie hatten ja auch bloss zwei Kühe, eine Ziege, etwas im Säustall, sonst nichts, rein nichts. Ein paar Tage später wurde es aber auch da wieder ruhiger, und man fügte sich in das Unvermeidliche, hätte es sogar vergessen, wenigstens nicht mehr laut wer-

den lassen, wenn nicht kurz nachher im « Winkel » die Sache von neuem gegärt hätte.

Da ratterte nämlich ein Lastauto an. Man sah ihm nach, aus allen Fenstern, denn in diesem Lärm war etwas Feindliches, das ihn zu einem Höllenlärm machte, den man fürchtete und hasste. Aber wer wollte etwas dagegen tun? Wer? Das kam einfach, kam als ein gewaltiges Ungeheuer daher, rasselte frech durchs Dorf, hupte entsetzlich vor dem « Rössli », weil dort eine Schar Kinder Marmel spielten... und puffte und wetterte dann in den « Winkel » hinein. Vor Hansheinis Haus hielt es an. Männer in Übergewändern stiegen aus und brachten Webstuhlstücke zurück, luden auf, eins nach dem andern. Man wusste, dass dort seit geraumer Zeit zwei Stühle leer stehen. Aber man sagte sich: « Das macht jetzt nicht so viel, weil es gegen den Heuet geht. Da hat man immer zu tun. » Nun aber, als das Höllengefährt beide Stühle verschluckte und wegschleppte, zum Dorfe hinaus, als Hansheinis Stube so elend leer dastand und gähnte wie die Scheune vor dem Heuet, ich sage, da packte es einen doch und packte einen im Nacken wie eine knochige, kalte Faust.

Man las im Blatt, das Posamenten gehe nicht mehr gut, die Ware bleibe liegen, weil die Weiber die Haare abschnitten und an Hut und Röcken keine Bänder mehr tragen wollen. Das sei jetzt Mode, und nach der müsse man sich kehren. Das gab lange Gesichter! Man dachte nach, sprach mit dem und jenem, fragte den Stuhlläufer. Der machte ein nichts-sagendes oder lächelndes Gesicht, zuckte die Schultern und sagie, er wisse nichts weiter, man müsse halt nehmen, was komme. Das sei hoffentlich nur vorübergehend wie so manches andere auch. Die Stickerei in der Ostschweiz sei viel ärger dran. Überhaupt hapere es allerorten. Nichts als Klagen, nichts als Klagen! Der Krieg sei an allem schuld, der Krieg.

Eine richtige Antwort aber, was das sei, das einem einfach den Webstuhl wegnimmt, ohne zu fragen, ohne an die Zukunft zu denken, eine Antwort, die den Nagel auf den Kopf getroffen hätte, bekam man nirgends. Es war wie bei der Grippe. Dass es eine Krankheit ist, sah jeder. Aber noch keiner, nicht einmal der Doktor hatte je etwas gehört von ihr, kannte sie und konnte sie richtig heimstellen.

Und wie die Grippe schlich auch diese unheimliche Krankheit nicht nur so mir nichts, dir nichts ins Nachbarhaus, nein, sie sprang über ganze Häuserreihen hinweg, vom «Winkel» in den «Schochen». Das scheussliche Ratterungetüm schnob wieder daher, die vordere Gasse hinauf und hielt vor dem ersten Haus auf dem «Schochen». Kaum knurrte der Wagen wieder, schoss er schon davon, am nächsten Hause vorbei, zum übernächsten. Da hielt er an. Man fergte wieder einen Stuhl, Stück um Stück, in seinen gefrässigen Schlund. Vor der Tür unterm Vordach stand die Frau, eine Mutter noch schulpflichtiger Kinder, und die nahm das Fürtuch vor das Gesicht und verschwand schluchzend, wie wenn jetzt ein Sarg weggetragen würde, im dunklen Gang. Aber nicht genug damit! Das Höllentier hatte diesen Tag einen unersättlichen Hunger. Es schnaubte und ränkte in die hintere Gasse ein, Richtung Schwibbogen. Dort hielt es zum drittenmal an und frass einen Webstuhl, einen noch recht jungen, der dem tausendwöchigen Mareili gehörte, samt Zettel und Einschlag auf.

Hierauf folgten ein paar ruhige Wochen. Man glaubte, es sei nun genug. Fehlgeschossen! Die Krankheit brach wieder aus, noch stärker. In jedes Haus reckte sie ihre Fangarme. Tag für Tag ratterten Lastwagen an, ins Vorderdorf, in den «Winkel», hielten beim grossen Brunnen still, schossen durch den Schwibbogen, waren überall, überall. Da wurde ein Stuhl herausgenommen, dort kamen grad zwei an die Reihe. Bald sah man

den und jenen herumstehen, die Hände in den Hosentaschen... mit starrem Blick ein endloses Loch in die Luft bohren und ab und zu den Kopf schütteln. Man hörte Frauen weinen, ganz untertags, ohne dass irgendein Mensch oder ein Stück Vieh krank darniederlag. Jüngere, halbwüchsige Burschen und Mädchen sah man weggehen und wiederkommen. Sie gingen ins Dorf im Tal, wo es zwei Fabriken hat, um Arbeit zu suchen. Aber wenige fanden Verdienst. Man musste weiterziehen. Das Tal hinab, in die Dörfer um die Stadt herum, in die Stadt selber. Das war ein neues, ungewohntes Bild hier oben. Immer sah man Leute gehen und kommen, die Häuser wurden still und nach und nach leer. Mit dem Webstuhl gingen Menschen fort, suchten anderswo Arbeit, fanden vorübergehend welche, suchten weiter da und dort als Handlanger, Erdarbeiter, Gehilfe, als Mägdelein, Fabrikmädchen in der Stadt. Die Familien wurden zerrissen. Das Dorf machte ein ganz anderes Gesicht: nicht mehr alltägliches, gewohntes Leben, dafür Angst, Unruhe, Sorgen, da und dort wahre Not. Und nicht mehr alle Alter vom kleinen Kinde bis hinauf zum Greise waren da. Kinder blieben noch, ja, die Mütter auch, und die Alten, aber das Jungvolk verschwand aus dem Dorf, und viele Väter kamen erst abends oder nachts heim.

Und das Klappern? Noch drei, vier Stühle stehen da, klappern von Zeit zu Zeit. Das Dorf ist wie ausgestorben. Ernst, still, wie eine grosse Angst hängt es nun über allem und jedem. Man lebt nicht mehr schlecht und recht, einer wie der andere. Man lebt in Sorgen und sieht keinen Ausweg mehr. Das eigentliche Leben, das wohlverwahrt im Schosse der Familie weben und wirken konnte, ist nicht mehr da. Die unheimliche Seuche, die jede Familie schonungslos auseinanderreißt, hat dieses Leben herausgezerrt und mit dem Webstuhl weggetragen.

## Ferien im Sommer Empfehlenswerte Hotels

Ort und Hotel	Pensionspreis	Ort und Hotel	Pensionspreis
<b>Baden</b> Limmathof . . . . .	von Fr. 11.— an	<b>Lenzerheide</b> Grand Hotel Kurhaus . . . . .	Fr. 13.—
Bad-Hotel Bären . . . . .	von Fr. 10.50 an	<b>Liestal</b> Bad Schauenburg . . . . .	von Fr. 7.50 an
<b>Basel</b> Touring Garni . . . . .	Z. v. Fr. 4.50 an	<b>Lutzenwil bei Nesslau</b> Pension Metzler . . . . .	Fr. 5.— bis 5.50
<b>Beatenberg</b> Regina Palace . . . . .	Fr. 12.— bis 16.—	<b>Luzern</b> du Lac . . . . .	Fr. 14.50
<b>Bergün</b> Weisses Kreuz . . . . .	Fr. 8.— bis 10.—	Mostrose und de la Tour . . . . .	Fr. 9.— bis 12.—
<b>Bern</b> National . . . . .	von Fr. 9.— an	<b>Mühlehorn</b> Gasthof Tell . . . . .	Fr. 7.50
<b>Braunwald</b> Alpina . . . . .	Fr. 8.— bis 10.50	<b>Mühlen</b> Löwe und Post . . . . .	von Fr. 8.— an
<b>Schloss Brestenberg</b> Bad und Kurhaus . . . . .	von Fr. 9.— an	<b>Obstalden</b> Hirschen . . . . .	Fr. 7.50
<b>Brienz</b> Bären . . . . .	Fr. 8.— bis 9.—	<b>Pontresina</b> Rosatsch . . . . .	von Fr. 12.50 an
<b>Brunnen</b> Hirschen . . . . .	von Fr. 9.50 an	<b>Rheinfelden</b> Solbad Schützen . . . . .	von Fr. 10.50 an
<b>Engelberg</b> Hotel Hess . . . . .	Fr. 10.— bis 12.—	<b>Saanenmöser</b> Sporthotel . . . . .	Fr. 10.—
<b>Flims-Dorf</b> Bellevue . . . . .	von Fr. 8.— an	<b>San Bernardino</b> Victoria . . . . .	Fr. 10.— bis 12.—
<b>Flims-Waldhaus</b> Adula . . . . .	Fr. 11.50	<b>Samaden</b> Bernina . . . . .	von Fr. 14.— an
<b>Flüelen</b> Urnerhof . . . . .	Fr. 10.— bis 12.—	<b>Sissach</b> Terminus . . . . .	Fr. 7.— bis 7.50
<b>Gersau</b> Hotel Müller . . . . .	von Fr. 10.— an	<b>Solothurn</b> Krone . . . . .	von Fr. 12.— an
Beau-Séjour . . . . .	Fr. 7.50 bis 8.50	<b>Sta Maria i. M.</b> Schweizerhof . . . . .	von Fr. 8.— an
<b>Grindelwald</b> Belvédère . . . . .	Fr. 11.50	<b>Tschierschen</b> Alpina . . . . .	Fr. 8.— bis 9.—
Waldhotel Bellary . . . . .	Fr. 9.— bis 10.—	<b>Wallenstadt</b> Churfürsten . . . . .	Fr. 8.—
<b>Heiden</b> Krone-Schweizerhof . . . . .	von Fr. 8.— an	<b>Wengen</b> des Alpes . . . . .	von Fr. 8.50 an
<b>Ilanz</b> Bahnhof . . . . .	Fr. 8.50 bis 10.—	<b>Unterwasser a. Säntis</b> Sternen . . . . .	Fr. 8.— bis 11.—
<b>Klosters</b> Silvretta . . . . .	Fr. 14.50	<b>Zürich</b> Limmathof . . . . .	Z. von Fr. 4.— an
Weisskreuz-Belvédère . . . . .	von Fr. 12.50 an	St. Gotthard . . . . .	von Fr. 6.— an